

Von allerlei Redensarten

Von Geheimrat Drpf. Dr. Otto Behagel

Schon seit dem 14. Jahrhundert besitzen wir Sammlungen von Sprichwörtern. Man hat auf diese nicht immer von ihrer selbst aufgemerkt. Eine der ältesten, die 162 Nummern umfaßt, will dem Prediger eine Hilfe sein; das Sprichwort wird hier jeweils mit dem sonntäglichen Text verknüpft und zum Frommen des Redners ausgelegt. Erst später hat man mit den Sprichwörtern auch auf die sprachwörtlichen Redensarten geachtet, die nicht eine Lehre, einen Satz der Weisheit enthalten, sondern nur allgemein gebräuchliche Teile der Rede sind; solche freilich, deren ursprünglicher Sinn vergessen ist oder uns nicht zum Bewußtsein kommt. Eines der merkwürdigsten Bücher, die sich mit diesen Dingen beschäftigen, ist A. Büdingens, praktisches Arztes zu Wolfenbüttel, Versuch einer medizinischen und physikalischen Erklärung deutscher Sprichwörter und sprichwörtlicher Redensarten vom Jahre 1797. Von Erklärung ist freilich kaum die Rede. Der Verfasser bemüht vielmehr die einzelnen Wendungen, um daran tief sinnige medizinische und physikalische Belehrungen anzuknüpfen. Zum Beispiel beginnt der Abschnitt über „Sich zwischen zwey Stühlen niederlegen“ folgendermaßen: „Das ist eben so un bequem, als es ungesund ist, auf einem schlechten Stuhle zu sitzen, hauptsächlich für Gelehrte, und überhaupt für Leute, die viel im Sitzen schreiben müssen,“ und schließt mit der verblüffenden Weisheit: „Das Beste wird also seyn, daß man Sitzen, Stehen und Gehen in proportionierten Zeiträumen mit einander abwechseln läßt.“

Aus neuerer Zeit besitzen wir zwei wertvolle erläuternde Sammlungen, die eine, die bereits 1888 das Licht der Welt erblickte und jetzt in sechster Auflage vorliegt, Borchardt-Wustmann, die sprachwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmund, die zweite die „Deutsche Sprichwörterkunde“ von Friedrich Seiler, 1922 erschienen. Ich greife aus dem überreichen Schatz der volkstümlichen Redensarten eine kleine Reihe heraus, teils solche, nach deren Bedeutung ich besonders oft gefragt werde, teils solche, die bis jetzt gar nicht oder falsch erklärt worden sind.

Wie kommt „einem ein X für ein U vormachen“ zu der Bedeutung „betrügen“? Der Herzog Heinrich Julius von Braunschweig hat im 16. Jahrhundert eine Komödie geschrieben „Von einem Wirthe oder Galtgeber“, darin heißt es: „Da bringt man den Gästen die Rechnung und schreibt ein X vor (= für) ein U.“ Es handelt sich also um die Zehn, die der Wirt macht, und es handelt sich ursprünglich nicht um ein U, sondern ein V, das mit U gleichwertig ist nach dem Brauch der lateinischen Schrift. V ist aber zugleich das lateinische Zeichen für den Zahlenwert fünf, wie X den Zahlenwert zehn darstellt. Wer also ein X für ein V auf die Rechnung setzte, der schrieb dem Gast den doppelten Betrag an. Oder anders ausgedrückt: Er fügte zu dem einen V darunter noch ein zweites hinzu, so daß es ein X ergab, d. h. er schrieb „mit doppelter Kreide“.

Mit der Abrechnung hat auch das „Kerbholz“ zu tun: Es war ein Holzstäbchen, auf dem Zeichen und Zahlen eingekerbt wurden; auch der Name dessen, der eine Schuld hatte, wurde dort vermerkt. Eine ähnliche Vorstellung liegt dem „Sündenregister“ zugrunde. Schon im „Wurpili“ des 9. Jahrhunderts, dem Gedicht vom Weintrunkgang, wird der Richter, der um Geld das Recht beugt, daran erinnert, daß der Teufel im Verborgenen dabei steht und Rechnung führt über jegliches Böse, das der Mensch früher oder später tut. Man muß sich also vielfach in das Denken und Erleben vergangener Zeiten versetzen, um die Wendungen zu verstehen, die die Gegenwart festgehalten hat, nachdem die Sache lange untergegangen war. In das alte Turnierwesen erinnert „in die Schranken treten“; mit den Schranken wurde der Kampfplatz abgeperzt. Bei dem Anrennen mit dem Speer wurde der Gegner „aus dem Sattel gehoben“ und „auf den Sand gesetzt“. Was der Ritter „im Schilde führte“, das war ursprünglich nichts Böses: Es war die Fierde, die auf dem Schild aufgeschiefert oder aufgemalt war, und an der die Freunde den Kämpfer erkannten; aus ihnen sind dann die späteren Wappen hervorgegangen. Von der Scheide des Schwertes berichten die schmädefreundigen Dichter des Mittelalters das öfteren, daß sie von Gold gemessen sei, aber sie war auch von Holz oder — bis in unsere Zeit hinein — von Leder; daher „vom Leder ziehen“, so viel als das Schwert ziehen. Der Fechter durfte sich natürlich keine „Blöße geben“, und hatte das Schwert einen Schaden erlitten, so mußte die „Scharfe ausgemerzt“ werden. In spätere Zeit führt das „Rauffeuer“ über das uns ein Kriegslegion des 18. Jahrhunderts berichtet, daß in der Front ein Mann nach dem anderen sein Gewehr losbrennt. Bei Aushebungen wurde gewissen Bezirken, ja einzelnen Herren aufgelegt, „ihren Mann zu stellen“.

Es ist vornehm, „die Tafel aufzuheben“. Das heißt aber nicht bloß, wie ein Erklärer gemeint hat, das Tischschub aufheben, sondern die Tischplatte selbst wird aufgehoben: „Man huop den Tisch“, erzählt Wolfram in seinem „Parzival“. Man hatte Tischgestelle, ähnlich wie die heutigen Serenierische, die durch Gurten verbunden waren, auf diese wurden die Tischplatten gelegt. Ebenso ist es vornehm, jemand zu fragen: „In welchem Galtshaus werden Sie absteigen?“; das erinnert an die Zeit, wo da jemand hoch zu Ross angeritten kam. — Daß ein Mädchen „unter die Haube kommt“, wenn es sich verheiratet, daß die Verheiratete eine Haube trägt, die den Leib nicht zukommt, ist bekannt. Aber weshalb ist die Haube zum Sinnbild der Vermähltheit geworden? Unsere Sitten und Bräuche haben, so seltsam, so unsinnig sie scheinen mögen, ursprünglich ihren ganz vernünftigen Sinn gehabt: Sitte und Brauch ist vergessene Zweckmäßigkeit. Daß die Frau mit der Haube das Haupt bedeckte, war eine Forderung des Mannes, der nicht dulden wollte, daß das schöne Haar der Gattin Bewunderer, Verehrer anlockte. Seltsam erscheint es, wenn jemand wie „ein Zahnbrecher schreit“. Man sollte denken, der habe Grund, zu schreien, dem der Zahn ausgebrochen wird. Aber die Wendung hat doch ihre Richtigkeit. Viel mehr als heute wurde in älterer Zeit das Handwerk auf Märkten, bei Kirchweihen u. dgl. ausgeübt, wo die Kunden in „marktschreierischer“ Weise angelockt wurden, und gerade vom Vorfahren des heutigen Zahnarztes erzählt Hans Sachs: „Da war allda ein zandbrecher, derzelbig fing zu schreien an: her, her, wer hat ein bözen zan.“ Ebenso seltsam scheint es, daß jemand „mit der Wurst nach der Speckseite wirft“, durch eine kleine Gabe oder Gefälligkeit einen größeren Vorteil zu erlangen sucht. Ich habe noch bei keinem Metzger oder Bauern ein solches Verfahren erlebt. Und doch ist ein solches Verfahren älterer Zeit vertraut gewesen: Denn der mittelhochdeutsche Dichter Konrad von Würzburg gibt dem, der viel gewinnen will, den Rat: „Wirf die Wurst an den Schinken; dan wird er krachen und mit der Wurst herunterfallen.“ Ganz richtig ist die herkömmliche Erklärung von „daß dich das Mäusel beiß“. Man behauptet, darin stecke ein frühneuhochdeutsches Wort, „das Meisel“, das den Auslaß bezeichnet habe. Dieses Wort ist aber dem großen Grimmschen Wörterbuch

gänzlich unbekannt, und es kann gar nicht bestanden haben; in älterer Zeit bedeutet zwar *meiseln* die der Auslaß, aber das Wort hat in der Stammsilbe ein kurzes *i*, das in der späteren Sprache nicht zu *e* oder *ä* werden kann. Wie nun freilich die Wendung wirklich zu erklären ist, ist unklar; sie teilt dieses Schicksal mit zahlreichen anderen, die die Laune des Augenblicks geschaffen hat.

In manchen Fällen handelt es sich nicht um eine Veränderung in den Dingen selbst, sondern um eine solche in der Wortbedeutung. „Das Handwerk grüßen“ hat mit der Bedeutung unseres heutigen Wortes „Grüß“ nichts zu tun. „Grüßen“ bedeutet ursprünglich nur so viel wie „ansprechen“, „anreden“, eine Bedeutung, die dem Schweizer noch heute nicht unbekannt ist. In „Brief und Siegel“, in „verbriefen“ bedeutet Brief ursprünglich so viel wie Urkunde. „Zu guter Lecht“ hieß früher „zu guter Lecht“, und „Lecht“ bedeutet das Ende, insbesondere den Abschied mit dem Abschiedstrunk. „Wurst wider Wurst“ enthält nicht unser „wider“ im feindslichen Sinn, sondern die Wendung ist zu übersetzen: „Wurst um Wurst“ und entspricht einer heute noch in gewissen Gegenden lebendigen Sitte, daß befreundete Familien sich beim Schlachten gegenseitig mit Würsten beschenken.

Von den Wendungen, die nicht Nachklang vergangener Tage sind, erklären sich die meisten von selber, wie etwa: „In Rom gewelen sein und den Papst nicht gesehen haben“, oder die Ausdrücke, die vom Kartenspiel kommen, wie „einen Trumpf darauf setzen“, „einem in die Karten sehen“, „klein beigegeben“. Aber doch bedarf es auch hier bisweilen der Uebersetzung oder bestimmter Kenntnisse. „Auf die leichte Achsel nehmen“ hat man beanstandet, weil doch nicht die Achsel leicht sei, sondern das Ding, das darauf gelegt wird. Man hat sogar gemeint, es habe ursprünglich nicht die leichte Achsel, sondern die leichte Achse gemeint, als ob dadurch etwas gebessert würde. Die leichte Achse hat ihr Seitenstück in der „faulen Haut“, auf die man sich legt. Denn nicht die Haut ist faul, sondern der Mensch, der darauf sich ausstreckt. Und es ist eine bekannte Erscheinung des Sprachlebens, daß in der Verknüpfung der Begriffe Verschiebungen geschehen können, daß z. B. der Sache eine Bestimmung beigelegt wird, die eigentlich zur handelnden Person gehört. So ist auch ein blindes Fenster ein solches, durch das man nichts sieht, eine taube Kuh eine solche, in der man nichts hört. Oder ein anderes: Nicht der Krug kauft voll Wasser, sondern das Wasser hängen. „Abwarten und Tee trinken“ ist die vorläufige Weisung des Arztes. „Mit Dred und Sped“ beruht darauf, daß in alemannischen Mundarten „Sped“ auch so viel wie Schmutz bedeutet, wie umgekehrt dort Schmutz auch so viel wie Fett besagen kann.

„Fertig bis aufs Leimen“ wird von einem Gegenstand gesagt, dessen Teile zwar fertiggestellt sind, die aber noch der Zusammenfügung durch das Leimen harren. „Oberwasser haben“ kommt von der Mühle, deren Rad oberhalb des Betrieben wird, d. h. wo das Wasser von oben auf das Rad fällt, also mehr Kraft hat, als wenn es von unten auf das Rad wirkt. „Das ist kein Pappenspiel“ deutet an einen Stiel, auf dem der Pappus sitzt, d. h. die haarige Samentrene, die der Wind zerstäubt; es handelt sich also um den Löwenjahn, eine der verbreitetsten, also wertvollsten Blumen. Wenn man dabei an den Stiel der Nase gedacht hat (lateinisch *papula*), so ist das gänzlich abwegig. „Sich freuen wie ein Schneefögn“ erinnert an den Schneemann, der in der Regel ein komisch fröhliches Gesicht macht. „Auf den Hund kommen“ wird ursprünglich von demjenigen gesagt, der früher sein Gefährt vom Pferde hat ziehen lassen, nun aber heruntergekommen, einen Hund vorspannen muß. „Röhlergläubig“ ist zunächst der Glaube der Röhler, die weltfremd, von Stadt und Menschen abgetrieben, ihrem Handwerk obliegen.

Wie kommt aber eine Laus dazu, mit über die Leber zu laufen? Die Kleiderlaus nistet mit Vorliebe in den Falten der Kleider und zumal in der Gegend des Gürtels; ein alter Feldzugssteilnehmer berichtet, daß er gerade dort das Treiben der Laus besonders schmerzhaft empfunden habe. Hier aber befindet sie sich in der Tat über der Leber. Natürlich muß sich dadurch die Leber getränkt fühlen, sie wird zur getränkten Leber, und diese wird umgebildet zur „getränkten Leberwurst“. Daß mir aber eine Sache „wurst ist“, kommt daher, daß die Wurst zwei Enden hat und es gleichgültig ist, auf welcher Seite man sie anschnit. „Den Weg hat der Fuchs mit dem Schwanz gemessen“, sagt man, wenn eine Entfernungsangabe nicht stimmt, d. h. eine zum Meilen ganz ungeeignete Persönlichkeit hat mit einem ganz ungeeigneten Werkzeug, das Maß genommen.

Es gibt schließlich Wendungen, die bewußt unsinnig sind, denen keine Tatfache der Wirklichkeit entspricht. Dahin gehören vor allem die Uebersetzungen: „Lügen, daß sich die Balken biegen“, „sich um den Finger wideln lassen“, „einem den Kopf zurecht rücken“, „einem ein Loch in den Bauch reden“, „ihm auf der Nase herum tanzen“, „mir fällt ein Stein vom Herzen“, wo man indes vielmehr auch an das Märchen vom treuen Johannes denken könnte. Unmöglich ist es aber auch, „Die Kirche ums Dorf zu tragen“, und niemand wird auf den Gedanken kommen, seine Ausgaben und Darlehen „in den Schornstein zu schreiben“, damit sie dort vom Rauch überdeckt werden.

Sinnlos scheint es auch, wenn man von jemand, der einen Fehler gemacht hat, behauptet, „er habe einen Bod geschossen“. Denn das beweist kein Ungeschick des Jägers, sondern gereicht ihm im Gegenteil zum Ruhm. Ich denke mir, daß hier anfänglich eine ironische Redeweise vorlag: „jawohl, der hat einen Bod geschossen“, wenn man von einem ganz ungeschickten Schützen redet.

Daß ein ironischer Ausdruck dann rein vermeintenden Sinn bekommt, bezeugt das pfälzische *amoi* (= jawohl), das geradezu, ohne jeden ironischen Klang, so viel wie *nein* bedeuten kann. Fragt man nach den Quellen, aus denen solche Redensarten fließen, so zeigt sich, daß weitaus die meisten aus der unmittelbaren Erfahrung des Lebens, des vergangenen wie des gegenwärtigen, geschöpft sind. Manche haben jedoch einen anderen Ursprung. Nicht wenige kommen aus der Bibel, wie um nur ein paar zu nennen, aus dem Alten Testament „der Sündenbock“, „dem Gottlosen den Rest“, aus dem neuen „den Weizen von der Spreu sondern“, „Werfen vor die Säule werfen“, „den Splitter in des Nächsten Auge sehen“, „der Wolf in Schafschleiden“. Daher nun auch: „von Pontius zu Pilatus schicken“, denn Christus wird von Pontius Pilatus zu Herodes, von Herodes zu Pontius Pilatus geschickt. Daß dieselbe Person zweimal eine Rolle spielte, als Ausgangspunkt

Bei den Göttern von Kamakura /

Von Johannes Nahrhofer

und als Ziel des Sendens, wird dadurch angedeutet, daß man ihren Namen in zwei Teile spaltete. Aus dem gelehrten Schrifttum stammt die Bezeichnung „Votativus“ für einen Menschen, dem man mit Bedenken gegenübersteht. In älteren Sprachlehren wurde die Biegung des Hauptwortes folgenmaßen dargestellt: Nom., der Mann, Gen., des Mannes, Dat., dem Manne, Akk., den Mann, Votativ, o Mann! Der Votativ bezeichnet also einen Menschen, zu dem man o oder o h! sagte.

Aus einem Schriftwerk des 16. Jahrhunderts, aus den „Schilb-bürgern“, deren Titel ja selbst sprichwörtlich geworden ist, stammt die Frage: „Haben wir etwa die Schweine miteinander gehütet?“

Denn sie berichten, wie zum Schultheiß der Schweinehirt gewählt worden war: dem begegnete „ein anderer, welcher vor erstlichen Jahren die Säue mit ihm hütete, unwissend, daß er der Schultheiß wäre, ihn als einen alten Sauhirten und guten Gesellen duzte; dagegen vermahnt sich der neue Würdenträger und verlangt die höfliche Form der Anrede. „Auf dem laufenden sein“ verbannt sein Dasein einer falschen Uebersetzung: französisch „être au courant des affaires“ heißt mit dem Gang, dem Stand der Geschäfte vertraut sein. „Einen schneiden“, ihn nicht kennen wollen, gibt das englische to cut wieder, und „klipp und klar“ das englische clear and clear. Aus der Antike stammt „Eulen nach Athen tragen“.

Kölner Theatererinnerungen / Mitgeteilt von Dr. Josef Bayer

Hermann Ripper

Als ich im Jahre 1877 „gymnasiabel“ wurde, wie mein späterer Direktor am Kaiser-Wilhelm-Gymnasium, Dr. Wilh. Schmitz, sich auszudrücken pflegte, erhielt ich zu Ostern einen ehrenvollen Ruf an das Gymnasium an der Apostelkirche, wo ich dann, um von der Pike an der Wissenschaft zu dienen, mit fünfzig anderen Gleichgesinnten wißensdurstig in die Sexta nach dem Alphabet eingeschult wurde. Gleich in den ersten Tagen erschien um 11 Uhr, um sich in der letzten Stunde des Vormittags mit uns zu beschäftigen, mit einem freundlichen „Guten Morgen!“ ein kurzgebauter und wohlbeleibter, aber sehr beweglicher, jovialer Herr mit einer goldenen Brille, der sich alsbald auf dem Katheder uns mit den Worten vorstellte: „Ich bin der Herr Ripper und ich habe die Aufgabe, Euch zu Nachtigallen auszubilden.“ Die Stunde verlief unter allgemeiner Heiterkeit, und wir bedauerten es sehr, als die Mittagsglocke von der nahen Kirche läutete.

Beim nächsten Mal, als Herr Ripper vor uns hintrat, wurde hinter ihm ein in Rädern laufendes Harmonium in das Klassenzimmer gerollt, und mit Hilfe dieses Quietschörgelchens brachte dann Herr Ripper die Tonleiter und sämtliche Tonarten in Dur und Moll zu unserer Kenntnis. Die hier erworbene graue Theorie wurde in den folgenden Jahren in die Praxis umgekehrt. Zweimal wöchentlich hatten wir von 12—1 Uhr Gesangsübungen, d. h. wir sangen meistens nur fünf bis zehn Minuten, in der übrigen Zeit unterhielt uns Herr Ripper mit lustigen, in bildhaften Ausdrücken gehaltenen Erzählungen aus seiner reichen Konzert- und Theatererfahrung, und er hat damit sicher größere und bessere Erfolge erzielt als mancher andere Gesanglehrer, der durch pedantisches Bauen und ewiges Wiederholen seine Schüler nur über die Magen andete und langweilte.

Daß Herr Ripper mit seiner Lehrmethode das Richtige traf, bewies der gute Ruf unseres Schülerchors und die Erfolge und Anerkennungen, die wir bei unserem öffentlichen Auftreten an Kaisers Geburtstag und bei der Feier der Erstkommunion von allen Seiten einheimsten. Wollte es aber einmal bei den Gesangsübungen nicht recht klappen, so pflegte Herr Ripper stets alle Schuld auf die Lehrer und das Schulsystem zu schieben. „Ja, meine Jungen,“ so lauteten dann regelmäßig seine Worte, „auch kann ich die Schuld wirklich nicht geben, wenn eure Stimmen nicht rein und klar sind. Denn paßt einmal auf! Von 7.30—8 Uhr wart ihr in der Schule und habt da Choräle gesungen, von 8—9 Uhr hat man euch mit Latein gelehrt, von 9—10 mit Mathematik und Algebra, von 10—11 mit Französisch, von 11—12 mit den unglaublichsten Jahreszahlen aus der brandenburgisch-preussischen Geschichte, da habt ihr sämtliche Kurfürsten und Könige mit ihren Regierungszeiten der Reihe nach aufzählen oder in der Geographie herfragen müssen, wie lang die Flüsse und wie hoch die Berge in Asien und Afrika und Amerika sind, und dann kommt ihr um 12 Uhr halbverblödet hierhin und sollt wie die Lerchen trillern. Nein, das geht nicht, das kann ich nicht verlangen. Ihr könnt deshalb heute früher nach Hause gehen.“ Und wir hatten aufs neue die Ueberzeugung gewonnen, daß Herr Ripper ein sehr vernünftiger Pädagoge war.

Als ich dann theaterfähig wurde, habe ich bald gemerkt, eine wie wichtige Rolle Herr Ripper im Theater spielte, wie man sich den Zuschauerraum des Stadttheaters ohne Herrn Ripper eigentlich gar nicht vorstellen konnte. Da sah er denn an jedem Abend, an dem nicht ein Concert ihm andere Verantwortungen einbrachte,

Marzellengymnasium; diese ihm besonders ans Herz gewachsenen Stellungen behielt er bis zum Jahre 1901. Gerade seine ehemaligen Schüler dieser Gymnasien haben ihm zur Vollendung des 80. Lebensjahres — bei dieser Gelegenheit erhielt Hermann Ripper den Professortitel — am 27. August 1906 im Jubiläumssaal des Gürzenichs ein großartiges Erinnerungsfest bereitet, bei dem all die Liebe, Dankbarkeit und Verehrung, die der Jubilar genoß, so recht zum Ausdruck kamen. Nach dieser Feier waren ihm nur noch wenige Jahre vergönnt, aber auch diese füllte er mit reger, nie rastender Berufstätigkeit aus. Ein Dasein ohne Arbeit war ihm unerträglich. Ohne an ein langes Krankenlager gefesselt zu sein, hat er am 25. Oktober 1910 infolge von Altersschwäche sanft und ruhig seine Augen zum ewigen Schlaf geschlossen.

Was Hermann Ripper nun für Musik und Theater geleistet hat, ist sehr mannigfaltiger Art; diese Verdienste ganz auszuschöpfen, würde die Aufgabe einer eingehenden Arbeit mit Quellenstudium sein.

Schon als Gesanglehrer hat er für die verschiedensten Anlässe in den Gymnasien Festlieder und Chöre komponiert, u. a. auch ein Schulspiel mit Gesang als Wegweiser für die Berufswahl unter dem Titel: „Was soll ich werden?“ Und da er genau wußte, was seine Jungen leisten konnten, hat er seine Kompositionen immer so gesetzt und eingerichtet, daß ein Mißerfolg niemals eintreten konnte, zumal wir Schüler mit vollem Eifer und Feuer schon aus Liebe für unseren Lehrer Ripper all unser Können für den Komponisten Ripper einsetzten. Und wenn er nachher die einfachen Worte zu uns sprach: „Jungens, das habt ihr gut gemacht!“ dann war unser Herz voll dankbarer Freude und stolzer Genugtuung.

Auch der Karneval verdankt Hermann Ripper viele schöne Lieder und Melodien, die zum Teil unter dem Pseudonym „Sobolus Kläutebein“ erschienen. So der kostbare, heute noch in seinem alten Glanze strahlende, überall begeistert mitgesungene Funkenmarsch der 1828 gegründeten Roten Funken, zu dem Adolf Meß nachträglich den Text verfaßt hat. Und wenn man von den Ripper-Melodien spricht, wer entsinnt sich da nicht der 1863 entstandenen durchschlagenden Melodie vom Schmitze-Nettche? Und von diesen so einfachen und doch so wirksamen Liedchen war der Weg nicht weit zu den Soloszenen, den kleinen Singspielen, den Operetten und den Travestie-Opern, deren er ungefähr hundert Stück verfaßt hat. Und hier bewährte er sich voll und ganz in der aus der Not der Zeit geborenen — weil das Stadttheater verlagte — Musik und Theater pflegenden geselligen Vereinigung „Humorrhoidaria“, zu deren Mitgründern am 19. November 1851 Hermann Ripper gehörte und die bis 1864 bestand. Diese Vereinigung, die nur aus Dilettanten bestand, aus der aber trotzdem mehrere tüchtige Berufskünstler hervorgegangen sind, und die ein Vorläufer des Fibelia und Der Feensee, heute noch gern gegeben und gesehen man Ripper sehr viel zu verdanken. Denn er war nicht nur der Leiter, der Dirigent, der Sänger und Tänzer auf der Bühne, sondern er schuf auch für die Humorrhoidaria eine stattliche Reihe von lustigen, wirkungs- und humorvollen Bühnenstücken, die, wie z. B. Fibelia und Der Feensee heute noch gern gegeben und gesehen werden. Ueber die Humorrhoidaria hat Ripper eine genaue Chronik geführt, die heute in der Kölner Stadtbibliothek aufbewahrt wird, und in der er alle Ereignisse sorgfältig beschrieb und mit Zeichnungen von seiner Hand versehen hat.

Ripper, der so viele Bühnenstücke verfaßt einstudiert und ge-